

Michael White

DER
ORDEN



DER SCHWARZEN
SPHINX

Weltbild

»»Unsere Ermittlungen begannen am 15. Juni im Jahr des Herrn 1851 und wurden am 12. August desselben Jahres abgeschlossen.«

Wenn man die altertümliche Sprache ignorierte, die Ortsangaben veränderte und einige zeittypische Einzelheiten außer Acht ließ, hätten die Beschreibungen der vier Morde ... auf die Geschehnisse der letzten Tage gepasst.«

In Oxford wird eine junge Frau mit durchgeschnittener Kehle tot aufgefunden. Ihr Herz ist herausgeschnitten worden und an seiner Stelle liegt eine alte Goldmünze. Vierundzwanzig Stunden später wird eine weitere Frau ermordet. Diesmal wurde das Gehirn entfernt, und eine Silbermünze liegt im Schädel.

Der Polizeifotograf Philip Bainbridge und seine Freundin Laura finden heraus, dass es vor hundertfünfzig Jahren bereits eine ähnliche Mordserie gab - bei einer ganz bestimmten, seltenen Planetenkonstellation. In einem alten Dokument stoßen sie auf den mysteriösen Orden der schwarzen Sphinx.

Als die Mordanschläge in ihrer Umgebung häufen, begreifen Philip und Laura, dass auch sie selbst in höchster Gefahr schweben...

Michael White

Der Orden der schwarzen Sphinx

Mysterythriller

Aus dem Englischen von Peter und Gwynneth
Hochsieder

Weltbild

Der Autor

Der britische Schriftsteller Michael White hatte sich bisher vor allem als Autor von naturwissenschaftlichen Sachbüchern einen Namen gemacht. »Der Orden der schwarzen Sphinx« war sein Debüt als Thrillerautor. Er war früher Mitglied der Popgruppe »The Thompson Twins« und später unter anderem für den Sunday Express in London als Kolumnist tätig. Michael White lebte viele Jahre mit seiner Frau und vier Kindern in Perth, Australien. Dort verstarb er 2018 mit nur 59 Jahren.

Die englische Originalausgabe erschien unter dem Titel Equinox.

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2021 by Weltbild GmbH & Co. KG, Werner-von-Siemens-
Straße 1, 86159 Augsburg

Copyright der Originalausgabe © 2006 by Michael White

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2008 by Verlagsgruppe Droemer Knauer GmbH
& Co. KG, München

Übersetzung: Peter und Gwynneth Hochsieder

Covergestaltung: Atelier Seidel - Verlagsgrafik, Teising

Titelmotiv: iStockphoto

E-Book-Produktion: Datagroup int. SRL, Timisoara

ISBN 978-3-98507-106-7

Für die ganze Truppe: Lisa, India, George, Noah und Finn

PROLOG

Oxford, den 20. März, 19.36 Uhr

Er schneidet den Benzinlauch im Auto des Mädchens durch, während sie bei ihrer Freundin zu Abend isst, dann sieht er zu, wie das Benzin auf den Asphalt spritzt und vom Auto weg den Hügel hinunterrinnt, während der Rest langsam verdunstet. Einige Minuten später kommt sie aus dem Haus. Er fährt hinter ihr her, eine Viertelmeile ins Land hinaus, und beobachtet, wie sie den absterbenden Wagen an das Bankett dirigiert.

Er löscht die Scheinwerfer und schaltet die Zündung ab, dann lässt er sein Auto leise ausrollen und kommt fünfzig Meter hinter ihr zum Stehen. Er horcht, während sie vergeblich den durstigen Motor zu zünden versucht.

Er steigt aus und geht langsam, das Mondlicht meidend, durch das Mosaik der Schatten die Straße entlang auf sie zu.

Sie ist nur eine Silhouette; das zitronenfarbige Mondlicht ergießt sich auf das Dach des Wagens und beleuchtet die Äste und Blätter der Bäume über ihr.

Die Plastikhüllen über seinen Schuhen knatschen im feuchten Gras. Er hört seine regelmäßigen Atemzüge, beim Ausatmen schlägt die Luft gegen die Innenseite der Gummimaske, die sein Gesicht bedeckt. Er geht schneller.

Das Mädchen hört auf, den Zündschlüssel zu drehen, und schaut durch die Fenster hinaus, sieht aber nicht, wie er im Dunkel auf das Auto zukommt.

Er sieht, wie sie ihr Handy vom Beifahrersitz nimmt. Noch zwei Schritte, und er ist an der Tür. Er reißt sie auf und schiebt sich, das Skalpell in der Hand, in den Wagen hinein.

Das Mädchen schreit auf, ihre Finger lösen sich vom Handy, das über ihre Brust auf den Boden des Autos rutscht. Ohne innezuhalten, beugt er sich nahe an sie heran und hebt den Arm. Wegen der Gummimaske kann sie sein Gesicht nicht sehen.

Unwillkürlich fängt das Mädchen an zu zittern; ihr Mund steht offen, sie ist sprachlos vor Entsetzen. Sie will schreien, aber die Hand ihres Angreifers trifft mit aller Wucht auf ihren Mund. Sein Gesicht ist nur noch ein paar Zentimeter von ihrem entfernt, hinter seiner Maske sieht sie seine riesigen schwarzen Pupillen.

Anfangs ist es wie ein Nadelstich, aber gleich darauf schwillt der Schmerz in ihrer Brust an. Ungläubig spürt sie, wie Flüssigkeit ihrem Körper entweicht und ihre Bluse durchnässt. Die stählerne Klinge fühlt sich an, als dringe sie ihr bis in den Rachen hinauf und noch weiter, um ihr Hirn zu durchbohren.

Sie schaudert, und ein Brüllen entsteigt ihrer Kehle. Es erstirbt und wird von der Totenstille verschluckt.

Dann stürzt ein Blutstrom aus ihrem Mund. Gischt aus den Arterien sprüht über den Vordersitz und schlägt gegen die Windschutzscheibe. Sekunden später ist sie tot.

1.

Laura Niven wurde von ihrem alten Freund James Lightman, dem Chefbibliothekar, zum Ausgang der Bodleian Library geleitet. Nach vier Jahren war sie zum ersten Mal wieder zu Besuch in Oxford, und während der letzten drei Wochen hatten sie sich immer wieder getroffen. Sie gingen die Stufen hinunter zur Straße. Sie drückte ihm einen Kuss auf die Wange, und Lightman legte ihr die Hände auf die Schultern und betrachtete sie aufmerksam. Sie war groß und schlank, trug eine karmesinrote Jacke mit breitem Revers, ausgewaschene Bluejeans und Wildleder-Mokassins; ihr blondes Haar hatte sie zu einem lockeren Knoten hochgesteckt.

Anerkennend nickte er. »Es war so schön, dich wiederzusehen«, sagte er mit seiner heiseren Stimme, fast flüsternd. »Lass mich bitte nicht so lange auf deinen nächsten Besuch warten.«

Sie lächelte ihn an und forschte in seinem runzligen, gütigen Gesicht. Er sah einer alternden Schildkröte auffallend ähnlich, und sein Panzer war die Bodleian Library, Heimat der großartigsten Büchersammlung der Welt. Sie legte ihm die Hand auf die Schulter; dann ging sie langsam die Stufen hinunter. Unten blieb sie stehen und wandte sich um, aber Lightman hatte sich schon zurückgezogen.

Sie liebte diese Stadt, und wenn sie daran dachte, dass sie sich bald auf den Weg nach Hause machen müsste, verspürte sie leichtes Bauchgrimmen. Seit sie vor mehr als zwanzig Jahren hier studiert hatte, ließ Oxford sie nicht mehr los. Es war ein Teil von ihr geworden, genauso wie sie, auf eine eigene bescheidene Weise, ein Teil von Oxford geworden war, ein Teil jener riesigen, verworrenen Tapisserte von Menschen, die die Geschichte der Stadt bildete.

Sie bog in die Broad Street ein, ging mit großen Schritten am Sheldonian vorbei und wollte die Straße überqueren, hatte aber vergessen, nach rechts und links zu schauen; eine unauffällig wirkende junge Frau auf einem uralten schwarzen Hercules-Fahrrad hätte sie beinahe umgefahren. Im letzten Moment wich die Radlerin aus und klingelte wütend. Laura blickte ihr nach, wie sie auf St. Giles zufuhr, und empfand eine seltsame Erheiterung bei dem Gedanken, dass vor

zwanzig Jahren sie diejenige gewesen wäre, die amerikanische Touristen absichtlich einschüchterte.

Vielleicht, dachte sie, sehnte sie sich nach ihrer Jugend zurück. Aber nicht nur ihre eigene, persönliche Geschichte, ihr Anteil an der Tapiserie zwang sie dazu, diese Stadt zu lieben. Was war es darüber hinaus? Was liebte sie hier eigentlich? Es ließ sich nicht definieren, es gehörte zu den unbeschreiblichen menschlichen Gefühlen, war so geheimnisvoll wie Ehre, Altruismus, Gefühlsduselei.

Als Studentin hatte sie ihren Freunden in Illinois und South Carolina und zu Hause in Kalifornien lange Briefe geschrieben und ihnen erzählt, was sie alles gelernt hatte. Sie hatte mit Oxford geprahlt, weil sie nun dazugehörte. Für Laura war Oxford eine Stadt der Träume, wirklicher als die Wirklichkeit, ein Ort, der unvergleichliche Schätze über Fremde ergoss und ihnen frische Luft in die Lungen blies. Oxford war, dachte sie, als sie St. Giles überquerte, ganz einfach ein Ort, der das Leben lebenswert machte. Und um halb neun erwartete man sie im Restaurant.

Philip Bainbridge hatte im gleichen Augenblick ein ganz anderes Bild von Oxford vor Augen. Von seinem Haus in Woodstock, einem Dorf etwa fünfzehn Meilen vor der alten Stadtmauer, war er in die Stadt gefahren, um seine Tochter Joanna von ihrem Zimmer im St. John's College abzuholen. Auf der Fahrt hatte er die Stadt von ihrer schlimmsten Seite erlebt. Auf der Schnellstraße hatte ihn ein rostiger Rover 216 geschnitten, in dem drei hyperaktive Jugendliche aus der Sozialbausiedlung Blackbird Leys saßen, einem ausufernden Ghetto, nur wenige Meilen von den Elfenbeintürmen entfernt. Dann, an einer Ampel, pöbelte ihn der Fahrer eines Mini Metros an und warf ihm vor, er habe ihm auf der Zubringerstraße zur Hauptstrecke in die Stadt den Weg abgeschnitten. Kurz danach, als die Ampel in der Banbury Road gerade auf Grün gesprungen war, lief ihm ein Besoffener direkt vor das Auto – und es war noch nicht einmal halb neun.

Aber er war es gewohnt. Er mochte diese Stadt, mit allen ihren Fehlern und Schwächen. Schon als er 1980 angefangen hatte, am Balliol College Philosophie, Politik und Volkswirtschaft zu studieren, hatte er sich in Oxford verliebt. Jetzt, mehr als ein Vierteljahrhundert später, konnte er

sich nicht vorstellen, in irgendeinem anderen Ort der Welt zu wohnen, und behauptete allen Ernstes, dass Oxford nur das Mittelmeerklima fehle, um als wahres Paradies zu gelten, und dass er hier die Ewigkeit verbringen könnte.

Und das sagte ein Mann, der einen Großteil seiner Zeit, meist wider Willen, mit nachdenklicher Betrachtung der Schattenseiten der uralten Stadt verbrachte. Seit Jahren arbeitete er freiberuflich als Fotograf, und jetzt verdiente er das meiste Geld durch Aufträge der Thames Valley Police, für die er an den Tatorten fotografierte. Im Laufe dieser Beschäftigung hatte er wahre Meere von Blut gesehen und war Zeuge grenzenlosen Schmerzes gewesen. Aus diesem Grund wusste er, dass im tiefsten Herzen, in seiner menschlichen Seele, Oxford nicht anders war als South-Central L. A. oder Londons East End. Immer noch liebte er diese Stadt, ihm erschien Oxford göttlich, aber er wusste, dass, wie überall auf der sterblichen Welt, das Göttliche mit dem Blut und der grauen Hirnsubstanz vieler Leichen besudelt war. So war nun mal die Welt, sei es der Lido von Venedig, die Eighth Avenue oder The High an einem englischen Sommerabend.

Er parkte sein Auto auf der Straße und lief hinüber zur Pforte des St. John's College, wo Jo auf ihn wartete. Sie sah unglaublich schön aus, ein Gemälde von Arthur Rackham, trug aber verwaschene Jeans und eine Lederjacke von Ralph Lauren. Das rotbraune Haar ergoss sich in Kaskaden krauser Naturlocken auf ihre Schultern. Die Augen holzkohlenschwarz, helle Haut, hohe Wangenknochen und volle Lippen.

»Entschuldige die Verspätung.«

»Ich kenne dich ja, Dad«, erwiderte Jo schelmisch lächelnd. Ihre Stimme klang etwas heiser; dieser Stimme konnte kein Mann widerstehen, den bis dahin ihre Schönheit unbeeindruckt gelassen hatte.

Philip zuckte die Schultern und bot ihr seinen Arm. »Schön. Also, auf zum Abendessen mit deiner Mama. Sind wir so weit?«

»Klar, wir sind so weit«, antwortete sie und lachte.

Sie machten sich auf den Weg.

»Nun, erzähl mal. Geht dir New York ab?«, fragte Philip.

»Noch nicht.«

»Du redest nicht viel über dein früheres Leben.«

»Darüber gibt's auch nicht viel zu sagen. Und ›früheres Leben‹, das klingt komisch. Ich bin doch noch gar nicht lange hier. Sechs Monate?«

»Kommt mir vor wie ein ganzes Leben.«

»He, danke!« Sie sah ihn mit offenem Mund an.

»An deiner Stelle würde ich ihn zumachen.«

Jo schüttelte den Kopf und tat beleidigt. »Doch, hier gefällt es mir. Ich weiß nicht, in Greenwich hab ich mich immer ein bisschen klaustrophobisch gefühlt. Das Apartment war zwar cool, aber du weißt schon, einfach zu klein für die Konstellation berühmte Schriftsteller-Mutter und Teenager-Tochter.«

»Ja, in unserer Gesellschaft tritt diese Krankheit häufig auf. Bin ich froh, dass ich mich damit nicht herumschlagen muss! Einer der Vorteile, die man als eingefleischter Junggeselle genießt.«

Jo sah ihn skeptisch an. »Meinst du wirklich? Aber das kann die Nachteile doch nicht ausgleichen. Ich hab dir schon gesagt, es gehört zu meiner Mission, dich mit einer braven Frau zu verkuppeln, bevor ich diese heiligen Hallen wieder verlasse. Eine Frau, die auf dich aufpasst.«

»Ich bitte dich! Meinst du, ich müsste gemästet werden?« Er klopfte auf seinen kleinen Wanst.

Sie überquerten die Straße und gingen am alten Andachtshaus der Quäker vorbei. Der Gehsteig war schmal, mit einem Eisengeländer auf der linken und der Fahrbahn auf der rechten Seite. Alte Fahrräder waren an das Geländer gekettet. Ein Jongleur in zerlumpter Kleidung, der diesen Teil der Straße zu seinem Revier gemacht hatte, warf ohne viel Geschick Orangen in die Luft. »Hamse'n bisschen Kleingeld?«, nuschelte er hoffnungsvoll, als sie vorübergingen.

Dann, weiter vorn, sahen sie Laura, die vor Brown's Restaurant wartete.

Die Teller waren schon abgeräumt, und die Kellnerin hatte Wein nachgeschenkt. Laura studierte skeptisch die Dessertkarte und nippte an ihrem Glas. Sie saßen in der Nähe der Küche, und während die Angestellten hinein- und herausstürmten, erhaschten sie einen Blick auf

das gezügelte Chaos hinter den Türen. Vom Raucherbereich wehte Zigarettenrauch herüber, und die Gespräche der etwa hundert Gäste schufen ein Gewirr menschlicher Stimmen, unterlegt von dem kaum vernehmbaren Acid Jazz, der aus den Lautsprechern quoll.

»Du wirst uns fehlen, Laura«, sagte Philip und sah über den Rand seines Weinglases zuerst sie, dann ihre Tochter an.

Lauras Aufenthalt in Oxford war im Nu vergangen, und am nächsten Morgen sollte sie nach New York zurückfliegen. Obwohl sie sich darauf freute, ihr ordentliches, geräumiges Apartment in Greenwich Village wiederzusehen, besaß auch Oxford für sie eine Anziehungskraft, die sie hier festhielt. Sie würde Oxford vermissen, und noch mehr die beiden Menschen, die ihr am meisten bedeuteten, Philip und Jo.

»Ich bin ganz bestimmt bald wieder hier«, antwortete sie und schob ein paar blonde Haarsträhnen hinter das rechte Ohr. »Im Übrigen muss ich auch die Kleine da ein bisschen im Auge behalten.« Sie warf Jo einen kurzen Blick zu.

»Ja, klar, ich brauche dringend jemanden, der auf mich aufpasst.« Jo sah ihre Mutter mitleidig an.

»Also, auf eine gute Reise«, sagte Philip und hob das Glas.

»Gute Reise«, wiederholte Jo, war aber schon dabei, aufzustehen. Sie sah auf ihre Uhr. »Also, Mom, es tut mir furchtbar leid, ich muss jetzt los. Ich bin schon seit zehn Minuten mit Tom verabredet.«

»Cool«, sagte Laura. »Geh nur zu. Gruß an deinen Liebsten.«

Jo drückte Philip einen Kuss auf die Wange. Mit ironischem Lächeln wandte sie sich wieder Laura zu. »Wir sehen uns morgen früh. Ich muss ja kontrollieren, ob du auch dein Ticket und deinen Pass einsteckst.« Dann zwängte sie sich mühsam zwischen den eng zusammenstehenden Tischen hindurch.

Am Ausgang wandte sie sich um und winkte. Während Laura den Blick über das Restaurant schweifen ließ, dachte sie daran, wie oft sie damals hier gegessen hatte. Zu ihrer Studentenzeit war Brown's ein beliebter Treffpunkt gewesen, dort hatte ihre erste Verabredung mit Philip stattgefunden. Und dort hatte sie ihm die Neuigkeit eröffnet, dass sie mit Jo schwanger war. Ihr gefiel das immer gleiche Dekor: die cremefarbenen Wände, die alten Spiegel, die gewachsenen Eichenböden

und die riesigen Palmen. Wenn sie im Raum umherblickte, konnte sie sich selbst an einem der Nebentische als junges Mädchen sehen, zusammen mit dem jugendlichen Philip, der ihr in die Augen schaute. »Nun, hat sich deine Reise gelohnt?«, fragte Philip. »Hast du gefunden, was du gesucht hast?«

Sie nippte an ihrem Wein, stellte das Glas auf den Tisch und drehte es hin und her. »Ja und nein«, seufzte sie. »Eigentlich nicht. Wenn ich ehrlich bin: Ich habe das Gefühl, in einer Sackgasse zu stecken.«

»So?«

»Na ja, du weißt schon, so was kommt vor.«

»Heißt das, dass du deine Zeit hier verschwendet hast?« »Nein«, sagte sie nachdrücklich. »Nur, dass ich mehr arbeiten muss.« Nach kurzer Pause fuhr sie fort. »Ehrlich gesagt, es ist nicht so gut gelaufen. Ich werde wohl die ganze Geschichte hinschmeißen.«

Philip machte ein überraschtes Gesicht. »Aber es hat so vielversprechend geklungen.«

»Schon, aber es ist halt so mit dem Schreiben. Man glaubt, dass etwas funktioniert. Manchmal geht's, manchmal geht's ganz und gar nicht.« Nachdem sie sich jahrelang in New York als Journalistin über Wasser gehalten, eine Handvoll Romane in ihrer Freizeit geschrieben hatte und zusehen musste, wie sie alle schlingerten und untergingen, hatte sie plötzlich im Vorjahr genau das Passende gefunden und einen Bestseller gelandet. Die Wiedergutmachung war ein historischer Krimi, der im siebzehnten Jahrhundert in New Amsterdam spielte. Die New York Times schrieb, der Roman »sprühe vor Geist«. Er brachte ihr den White Rose Fiction Award ein und verkaufte sich so gut, dass sie endlich in der Lage war, ihren Tagesjob aufzugeben. Die Medien hatten sie sofort ins Herz geschlossen und förderten sie kräftig wegen ihres guten Aussehens und ihrer Laufbahn als Journalistin, die sich auf die greulichsten Verbrechen in New York City spezialisiert hatte. Laura ergriff diese Chance und stürzte sich gleich auf ihr nächstes Projekt, einen Roman, der im Oxford des vierzehnten Jahrhunderts spielte. Die zentrale Rolle in einem verworrenen Komplott, den damaligen König Edward II. zu ermorden, hatte sie seinem Zeitgenossen, dem Theologen und Mathematiker Thomas Bradwardine, zugeordnet.

»Und wie steht es um den geheimnisvollen Mönch Bradwardine?«
»Er interessiert mich immer noch; übrigens war er kein Mönch, Philip.«
Sie lächelte. »Es ist nur so: Mir ist jetzt aufgegangen, dass er bestimmt nie in einen Anschlag auf den König verwickelt gewesen ist. Er war einfach nicht der Typ. Er war ein zutiefst frommer Mann, der größte Mathematiker seiner Zeit, der später Erzbischof von Canterbury wurde. Ein Rambo war er nicht. Aber jetzt ist es egal; ich bin sowieso mit dieser Idee nicht sehr weit gekommen. Außerdem gibt es genug andere Geschichten; sie schweben alle da draußen in der Luft, man muss sie nur fangen. Ich könnte mir sogar denken, dass Bradwardine eines Tages wieder auf meinem Radarschirm erscheint – ich speichere ihn jetzt erst mal.«

»Das klingt, als käme es von mir«, gab Philip zurück.

»Na ja, vielleicht bin ich die ganzen Jahre zu streng mit deinen komischen kleinen Eigenheiten umgegangen.« Laura lehnte sich auf ihrem Stuhl zurück und nippte an ihrem Wein. Als Philip sich zur Seite drehte, um den Kellner herbeizurufen, sah ihn Laura im Profil, und ihr fiel plötzlich auf, dass mehr als zwanzig Jahre vergangen waren, seit sie sich kennengelernt hatten. Philip hatte sich in dieser Zeit kaum verändert. Natürlich gab es ein paar graue Haare zwischen den wuscheligen schwarzen Locken, sein Gesicht war ein wenig voller geworden, die Augen müder. Aber noch immer hatte er das alte selbstsichere, weltverdrossene Lächeln, das sie so attraktiv gefunden hatte, als er zweiundzwanzig war, und die gleichen umwerfenden braunen Augen.

Während sie auf der anderen Seite der Welt war, hatte sie oft an ihn gedacht. Sie war so lange fort gewesen, fast kam es ihr unwirklich vor, dass sie beide hier zusammen in diesem überfüllten Restaurant saßen, während der Regen gegen die Fenster prasselte und draußen das gelbe Licht der Straßenlampen schimmerte.

Jetzt sah sie ihn an und wusste, warum sie sich damals in ihn verliebt hatte, warum sie sich ihm auf eine Weise hingeeben hatte wie nie zuvor und nie danach einem anderen Menschen, und eine Sekunde lang wollte sie nicht glauben, dass sie das alles aufgeben konnte.

»Kaffee?«

Sie sah ihn ausdruckslos an.

»Wach auf! Kaffee?«

Der Kellner stand neben dem Tisch, während Philip die Hand vor ihren Augen hin und her bewegte.

»Oh, ja, hm ... entschuldige. Ich hätte gern einen koffeinfreien Latte ... danke.«

»Du warst weit weg. Im Lande von Bradwardine und den Plantagenets?«

»Wird schon so sein«, log sie.

»Also, was wirst du machen?«, fragte Philip, als sich der Kellner entfernte.

»Das weiß ich jetzt noch nicht. Irgendwas fällt mir bestimmt ein.«
Sie wich seinen Fragen absichtlich aus, und Philip wusste das. Er wollte gerade das Thema wechseln, als sein Handy klingelte. »Philip Bainbridge«, sagte er. »Ja ... ja.« Beim Telefonieren klang er ungewöhnlich kurz angebunden, dachte sich Laura. »Gut, ich bin höchstens zwei Meilen von euch entfernt. In ... fünfzehn Minuten könnte ich dort sein ... Ja? Okay.« Er klappte das Handy zu.

»Ein Problem?«

»Nein, nur lästig. Das war die Polizei. Ich soll für sie Fotos machen, ein Vorfall in der Nähe des Perch Inn. Sie wollten mir nichts Näheres sagen. Tut mir leid, wir müssen jetzt gleich zahlen.«

2.

Philip hatte keine Zeit, Laura vorher zu sich nach Hause zu bringen. Es war eiskalt in seinem dreißig Jahre alten MGB, und Laura war erleichtert, als sie das Blaulicht sah. Philip lenkte den Wagen von der Straße auf das schlammige Bankett und hielt zehn Meter vor einem hell erleuchteten weißen Zelt, das mit seinen fünf Quadratmetern den Tatort markierte. Er schaltete den Motor aus, und Laura schaute durch die schmutzige Windschutzscheibe hinaus. Eine Gestalt im weißen Overall mit der grünen Aufschrift GERICHTSMEDIZIN ging am Auto vorbei auf das Zelt zu.

»Laura, ich fürchte, du wirst hierbleiben müssen. Zutritt nur für die Polizei.« Philip stieg aus, öffnete den Kofferraum, nahm seine feste Ledertasche mit seiner Fotoausrüstung heraus und hängte sie über die Schulter. Während er zur Fahrertür zurückging, kramte er in der Tasche. Er fummelte an der Linse seiner Nikon-Digitalkamera und bückte sich zum Fenster herab. »Am besten, du wartest hier«, sagte er. »Ich rechne nicht damit, dass es dort drin besonders angenehm ist.«

Und bevor sie antworten konnte, hatte er sich schon abgewandt. Ein paar Minuten blieb sie im Auto sitzen, aber bald siegte die Neugier. Sie stieg aus und ging durch den Schlamm auf den Zelteingang zu. Niemand war da, sie aufzuhalten. Sie wollte nur ganz kurz hineinschauen, sagte sie sich. Sie zog die Plastikwand einen Spaltbreit zur Seite, aber im Zelt konnte sie nur die Rücken zweier Polizisten und eines Gerichtsmediziners sehen, die am Boden kauerten und mit einer Pinzette irgendetwas undefinierbares in einen Klarsichtbeutel steckten. Hinter dem Gerichtsmediziner stand ein kleines rotes Auto mit offenen Türen, dessen Seiten mit Schlamm bespritzt waren. Sie ließ die Zeltwand wieder zufallen und schlich auf die andere Seite des Zelts. Sie ging in die Hocke und spähte durch eine Lücke in der Plastikwand. Das Auto stand nur ein, zwei Meter von ihr entfernt, und sie konnte direkt durch die offene rechte Tür hineinschauen. Eine junge Frau lag auf dem Rücksitz. Arme und Beine lagen weit ausgestreckt da, der Kopf hing nach hinten, die Augen standen offen und starrten leblos an die Decke des Autos. Sie trug ein einfaches Top

und einen Rock, beides blutgetränkt. Ihr Körper war grellweiß, als sei ihr ganzes Blut abgelassen worden, und ihre Haut wurde noch stärker gebleicht durch die starken Scheinwerfer, die im Zelt standen. Das Innere des Wagens war voll Blut; Blutspritzer hatten die Fenster und das helle Armaturenbrett besprüht.

Das Mädchen sah sehr jung aus, ungefähr so alt wie Jo. Sie war wohl sehr hübsch gewesen; ihr langes blondes Haar ergoss sich über die Lehne des Sitzes, war aber auch mit Blut getränkt und klebte in Klumpen an ihren Schultern. Ein tiefer roter Spalt erstreckte sich über ihren Hals von einem Ohr zum anderen und ein zweiter von der Kehle bis zum Nabel. Ihr Brustkorb war geöffnet, die Rippen waren nach hinten aufgebrochen worden.

Laura stand auf. Seit langem schon glaubte sie, sie hätte so viele Tatorte erlebt, dass ihr nichts mehr nahegehen könnte, aber plötzlich überkam sie eine Welle der Übelkeit, und sie dachte, sie müsste sich übergeben. Sie sog die Luft in großen Atemzügen ein, und allmählich ließ der Brechreiz nach. Gerade wollte sie schnell zu Philips Auto zurückkehren, da sagte eine Stimme neben ihr »Guten Abend«.

Sie fuhr herum und erblickte einen jungen Polizisten, der sie anstarrte. Ihr erster unpassender Gedanke war, dass sie vermutlich furchtbar aussah: Ihr war kalt, und sie wusste, dass ihr das Blut aus dem Gesicht gewichen war. Schweißtropfen standen ihr auf der Stirn.

»Ich, äh ...«

»Kommen Sie bitte mit.« Der Beamte fasste sie am Arm.

Im Zelt sprach der Polizist einen Beamten in Zivil an, der neben dem Eingang stand. Versteinert starrte Laura in das Innere des Autos, das nur ein paar Meter entfernt war.

»Sieh mal an«, sagte der Beamte und musterte sie von oben bis unten.

»Und was hat Sie in dieser abscheulich kalten Nacht hierhergeführt?«

Sie wollte gerade antworten, als Philip herübersah, seine Kamera senkte und hörbar seufzte. »Scheiße«, hörte sie ihn murmeln.

»Inspector Monroe.« Philip mied den Augenkontakt mit Laura. »Eine Freundin von mir, Laura Niven.«

John Monroe war ein großer, breitschultriger, bulliger Mann in einem schlechtsitzenden braunen Anzug mit einer senffarbenen Krawatte, die

schon bessere Tage gesehen hatte. Er mochte etwa vierzig sein, sein Kopf war kahl bis auf einige dunkle Haarbüschel an den Seiten, die er zu Stoppeln rasiert hatte. Früher war er ein vielversprechender Sprinter gewesen, hatte sich aber nicht in Form gehalten. Sein großer Kopf saß auf einem kurzen, dicken Hals. Das Auffallendste an ihm – und das verlieh ihm eine winzige Andeutung von Attraktivität – waren zwei große schwarze Augen, die Intelligenz und Schneid, aber keine Spur von Sanftheit oder Humor verrieten. »So, eine Freundin, Mr. Bainbridge.« Monroes klassischer Bariton wurde durch seinen üblichen Sarkasmus noch tiefer.

»Ja, und ich muss mich entschuldigen. Ich bat ...«

»Himmel noch einmal, Philip«, fuhr ihn Laura an. »Ich kann ja selber reden, ich bin kein Kind.« Sie wandte sich Monroe zu, der einen Augenblick lang ein verblüfftes Gesicht machte. »Officer ...«

»Detective Chief Inspector ...«

»Detective Chief Inspector ... Monroe? Es tut mir leid. Philip sagte, ich sollte dort im Auto bleiben. Ich war ...«

»Neugierig?«

»Ja, das war es wahrscheinlich ...«

»Es ist Ihnen wohl bewusst, Ms. Niven, dass es sich hier um einen Mordfall handelt, und zwar einen besonders unappetitlichen Mordfall. Die Öffentlichkeit ...«

»Detective Chief Inspector, ich kann für Laura bürgen.« Philip gab nicht nach. »Ich glaube schon, dass ihr klar war, dass sie sich nicht einmischen sollte, aber ...«

Er wurde unterbrochen, als eine Gestalt im weißen Overall vom Auto aus herüberrief: »Chief Inspector? Darf ich Ihnen etwas zeigen?«

Monroe fuhr herum und ging zwei Schritte auf das Auto zu. Philip sah Laura böse an und wollte ihr etwas sagen, musste aber voll Empörung feststellen, dass sie mit energischen Schritten hinter Monroe herging.

»Sie lag direkt in der Wunde«, sagte der Gerichtsmediziner. Zwischen behandschuhtem Daumen und Zeigefinger hielt er eine blutverschmierte Münze in die Höhe.

Monroe nahm sie in seine behandschuhte Hand und hielt sie ins Licht. Laura gelang es, sie genau zu sehen, bevor Monroes wütender Blick sie

veranlasste, einen Schritt zurückzutreten. Die Münze war so groß wie ein Vierteldollar. Die Seite, die sie sehen konnte, zeigte eine schön ausgearbeitete Szene, in der fünf nackte weibliche Gestalten eine Schale in die Höhe hielten.

»Vermutlich reines Gold«, sagte der Gerichtsmediziner. »Aber das muss ich im Labor bestätigen lassen.« Monroe legte die Münze behutsam in einen Plastikbeutel, den man ihm offen hinhielt. Als er sich umdrehte, sah er, dass Laura nur einen Schritt hinter ihm stand. Er sah Philip mürrisch an.

»Mr. Bainbridge«, sagte er und fuhr sich mit dem Finger hinter den Hemdkragen. »Wenn Sie hier fertig sind, würden Sie bitte die Güte haben, Ihre Freundin zu Ihrem Wagen zu bringen und nach Hause zu fahren?«

»Ihnen wünsche ich auch eine gute Nacht, Detective Chief Inspector«, gab Laura zurück, als Monroe sich abwandte. »Nett, Sie kennenzulernen.«

3.

»Was zum Teufel fällt dir eigentlich ein?«, brüllte Philip. So wütend hatte ihn Laura noch nie erlebt. »Ist dir das gar nicht klar? Das ist mein Job, wegen solcher Eskapaden könnte man mich feuern.«

»Mein Gott, beruhige dich, Philip. Ich habe nur einmal kurz ins Zelt geschaut. Der Bulle hat alles nur schlimmer gemacht, als er mich hineinschleppte.«

Philip sah sie einen Augenblick böse an, dann wandte er seinen Blick zurück auf die Straße. »Weißt du was, manchmal ...«

»Was?«

»Ohne die ausdrückliche Erlaubnis der Polizei ist der Tatort eines Verbrechens für die Öffentlichkeit überhaupt nicht zugänglich. Das weißt du genau.«

»Okay, okay. Tut mir leid. Ich hätte mich schon entschuldigt, aber ich kam ja gar nicht dazu.«

»Du hast Glück, dass Monroe abgelenkt war.«

Eine Zeitlang schwiegen sie.

»Also, was hältst du davon?«

»Ich bin nicht befugt, darüber zu reden, Laura.«

»Blödsinn, Philip, ich bin's doch nur, weißt du noch?«

Er schaute angestrengt auf die Straße, und Laura sah an seinem Kiefer, wie angespannt er war.

»Jetzt haben wir's also. Jetzt willst du nicht mehr mit mir reden, nur weil ich die Regeln nicht eingehalten habe.«

Er reagierte immer noch nicht.

»Typisch«, sagte sie beleidigt.

Plötzlich trat Philip auf die Bremse und lenkte das Auto aufs Bankett. Er schaltete in den Leerlauf und drehte sich zu Laura hin.

»Pass auf.« Er konnte seinen Zorn nicht verbergen. »Ich liebe dich zwar sehr, Laura. Aber manchmal bist du nichts als ein arrogantes, unausstehliches Miststück.«

Sie machte Anstalten, zu protestieren.

»Nein, jetzt hörst du ausnahmsweise mir zu.«

Er hob die Stimme. »Das hier ist mein Leben. Du kannst morgen nach

New York abheben, zurück zu deinen Büchern und deiner eigenen privaten Welt. Ich muss mehrmals in der Woche mit diesen Leuten zusammenarbeiten. Es ist mein tägliches Brot. Aber du, du wolltest dich ja noch nie fügen.«

»Was soll das heißen?«, fuhr sie ihn an.

»Du hast immer genau das gemacht, was du wolltest. Du warst mal hier, mal dort, gerade wie es dir passte.« Er hielt inne; plötzlich tat es ihm leid, dass er so viel gesagt hatte. Ihm war bewusst, dass ein Teil seiner Wut nichts mit Lauras heutigem Auftritt zu tun hatte und sehr viel mit der Vergangenheit. Sie schwiegen.

Endlich sagte Laura: »Das finde ich nicht ganz fair. Du stellst es wie eine Einbahnstraße dar. Wenn du Jo meinst, wenn du das meinst, wozu wir uns entschlossen haben, dann warst du genauso an den Entscheidungen beteiligt.«

»Ist das so?«, erwiderte er, und seine Stimme klang etwas ruhiger.

»Stimmt das wirklich? Wärest du damals mit ihr in England geblieben, wenn ich dich darum gebeten hätte? Ich glaube es nicht.«

Laura wusste keine Antwort darauf. Sie waren noch so jung gewesen, das war die einfache Erklärung. Sie kam aus einem kaputten Elternhaus, die Eltern waren geschieden. Jane, ihre Mutter, eine zweitrangige Filmschauspielerin, lebte damals, nach einer Entziehungskur, in einer Kommune in San Luis Obispo, ihr Vater war ein hochkarätiger Anwalt in L. A. Sie hatte ein Rhodes-Stipendium für Oxford erhalten und Kunstgeschichte am Magdalen College studiert. Sie war ehrgeizig, eine Überfliegerin.

Dann wurde sie schwanger – morgendliches Erbrechen kurz vor dem Examen. Die anderen tranken nach der letzten Prüfung Champagner aus der Flasche, sie ging auf ihr Zimmer, um dort zu heulen und weiterzukotzen. Ihre Eltern waren zur Abschlussfeier nach Oxford gekommen, und sie hatte es gerade noch fertiggebracht, ihrer Mutter Bescheid zu sagen. Jane Niven hatte die Nachricht stoisch zur Kenntnis genommen und gar nicht erst versucht, ihre Tochter zu beeinflussen. Sie kämpfte seit Jahren mit ihren eigenen Dämonen; für sie war eine einundzwanzigjährige schwangere Tochter nichts Besonderes. Laura fragte sich jetzt, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn ihre Mutter sie

zu einer vernünftigen Entscheidung hingeführt hätte.

Philip hatte sich bemüht, die Haltung eines Erwachsenen einzunehmen, aber auch er war ein halbes Kind gewesen. Er hatte im Jahr zuvor das Examen gemacht, wohnte aber noch zur Untermiete und hielt sich notdürftig mit dem Fotografieren von Hochzeiten und Babys über Wasser – und träumte von eigenen Ausstellungen, ein Traum, der erst mehr als zehn Jahre später Wirklichkeit wurde. Er war pleite, unreif und hatte keine Ahnung, was er tun sollte. Nach der Geburt hatte sie erwogen, in England zu bleiben und sich irgendwo Arbeit zu suchen. Vielleicht hätte sie zusammen mit Philip eine Lösung gefunden, das Leben mit ihm geteilt, aber eine innere Stimme sagte ihr, dass es unmöglich klappen könnte. Jo war noch kein halbes Jahr alt, als Laura beschloss, mit ihr nach Amerika zurückzukehren.

Sie waren Freunde geblieben, und Philip besuchte sie, sooft es ging. Als sie bei der New York Post eine Stelle als Reporterin für Kriminalfälle erhielt, verdiente sie ein wenig Geld und konnte ein paarmal mit Jo nach England fliegen. Drei Jahre danach hatte sie geheiratet. Ihr Mann, Rod Newcombe, machte Dokumentarfilme. Er war zielstrebig und ehrgeizig, und sie hatten große Pläne geschmiedet, wollten gemeinsam eine Serie über authentische Kriminalfälle drehen. Rod war ein guter Vater für Jo, die ihn vergötterte, und eine Zeitlang waren sie eine glückliche Familie. Aber dann, im Jahre 1994, machte sich Rod nach Ruanda auf und kehrte in einem Leichensack zurück. Damals war Jo sieben Jahre alt gewesen; sie konnte nicht begreifen, was ihrem Stiefvater zugestoßen und wieso nichts mehr von ihm geblieben war als ein Bild auf einem Videofilm.

Das passierte zu einer Zeit, als Laura ohnehin genug Probleme hatte. Sie hatte in ihrem Job als Reporterin für Kriminalfälle noch nicht gelernt, mit dem Elend und den Qualen fertigzuwerden, die sie tagtäglich erleben musste. Nachdem sie über einen Fall berichtet hatte, bei dem eine Prostituierte den Penis eines Kunden abbiss und sich anschließend ins Gesicht schoss, fing sie an, bei Antidepressiva und wöchentlichen Therapien Hilfe zu suchen.

Diese Phase ging vorüber, und Laura stumpfte immer mehr gegen die düstere Wirklichkeit ihres Broterwerbs ab, aber oft bereute sie die Wahl,

die sie getroffen hatte; und jedes Mal, wenn sie sich mit Philip traf, wurde ihr klar, wie sehr sie ihn wirklich liebte, wie anders ihr Leben hätte sein können, wenn sie bei ihm geblieben wäre. Aber gleichzeitig war ihr bewusst, dass sie allmählich auseinanderdrifteten, dass es nicht leichter, sondern schwerer wurde, eine andere Lösung auch nur zu erwägen, ein Leben, in dem sie zu dritt zusammen sein könnten. Plötzlich kam ihr, was sie an diesem Abend gesagt und getan hatte, auf seltsame Weise symptomatisch vor. Bei diesem Gedanken wurde sie von Traurigkeit übermannt. Nur mühsam konnte sie die Tränen zurückhalten. Sie wusste keine Antwort auf Philips Frage. Hätte sie damals eine andere Entscheidung getroffen?

Sie holte tief Luft und sagte: »Es tut mir leid, Philip. Ich war unvernünftig.«

Er sah sie eine Weile an. Dass sie nicht imstande war, seine Frage zu beantworten, konnte er verstehen. Auch er wusste keine Antwort. Er hegte schon den Verdacht, dass sie manchmal wünschte, es wäre anders gekommen. Den gleichen Wunsch spürte er selbst immer wieder, öfter, als er es sich eingestehen wollte. Und wenn ihn das Thema trotzdem nicht losließ, beendete jedes Mal eine hartnäckige Stimme das Selbstgespräch mit der logischen Feststellung, dass es jetzt ohnehin zu spät sei, dass sich die Uhr nicht zurückdrehen lasse.

Plötzlich lächelte er. »Monroe wird es sicher überstehen. Als Polizist ist er schon in Ordnung, aber er hält sich für was Besonderes.«

Sie drehte sich ihm zu und gab ihm einen Kuss auf die Wange. Er legte den Gang ein und lenkte das Auto wieder auf die Fahrbahn.

»Also, erzählst du mir jetzt alles, was du erfahren hast?«

Philip seufzte tief, aber sein Zorn war inzwischen verflogen. »Mein Gott, du gibst aber nie auf!«

»Nein«, sagte Laura und lächelte. »Meistens nicht.«

»Ehrlich gesagt, ich weiß auch nicht viel mehr als du. Sie war noch jung, vielleicht zwanzig, auf dem Heimweg von einem Besuch bei einer Freundin. Sie starb etwa zwischen sieben und halb neun heute Abend. Sie wurde von einem Mann entdeckt, der seinen Hund ausführte. Das nächste Haus steht etwa zweihundert Meter entfernt. Niemand hat etwas gehört oder gesehen.«

»Aber die Wunden ...« Laura zögerte. »Seit fünfzehn Jahren schreibe ich in New York Kriminalberichte, aber so etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Ja, das war nicht schön.«

»Nicht schön – das kenne ich. Nuten die Zunge abschneiden, jemandem mit der Maschinenpistole den Kopf wegblasen, solche Späße. Aber, mein Gott, diesem Mädchen hat man das Herz herausgenommen! Wie in der Chirurgie, richtig sorgfältig!«

»Ich weiß. Ich habe es fotografiert.«

»Mir kommt es vor, als ob es etwas ganz anderes ist als die üblichen Mordfälle, Philip. Eher ... wie soll ich's sagen ... wie irgendein Ritual.«

»Kann sein«, sagte Philip und sah geradeaus auf die Fahrbahn. »Aber ich bin kein Cop.«

Eine Zeitlang schwiegen sie, dann sagte Laura: »Und diese Münze. Was hat denn das zu bedeuten?«

»Was interessiert dich das?«, gab Philip ungeduldig zurück.

»Keine Ahnung. Ich bin eben immer noch eine eingefleischte Kriminalreporterin. Ich komme nun mal nicht los von meinen Mordfällen.«